

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

IV. Paznaun. 1843

IV.

B a z n a u n .

1843.

Baznaun ist eine sehr abgelegene Landschaft, die von der Trisanna durchströmt und von hohen Gebirgen umgeben wird. In ihrem innersten Winkel stößt sie an Vorarlberg und an Graubünden, zunächst an das Engadain. Doch führen dahin nur Wege über gletscherreiche, selten begangene Föcher. Die höchste Spitze ist der Biz Buin — 10,200 Fuß.

Dieses Thal habe ich im Jahre 1843 durchwandert. Ich kam damals aus dem vorarlbergischen Montavon, dessen innerste Schlucht Vermunt heißt. Diese öffnet sich am Fuß der Bündner Grenzgebirge; es bildet sich eine kleine Ebene, welche die Bieler Höhe genannt wird. Hier, wo auch die Grenze zwischen Vorarlberg und Tirol, steht eine Galthütte und in dieser will ich meine Erzählung beginnen.

In der Galthütte saßen damals zwei Männer aus Partenna, dem nächsten Dorfe des Montavon. Der ältere, ein gutgekleideter Mann, hatte sich nur auf etliche Tage zum Besuche eingefunden, der jüngere war ein ächter Hirte.

Beide schmauchten, wortkarg, mißmuthig — gestern hatte es geschneit und mehrere Tage lang hatte es geregnet, das Futter war schlecht, das Vieh hatte Noth sich zu nähren. Doch gewann der ältere der Schmaucher nach und nach so viel Geistesfrische, um sich scheltend über den bösen Sommer zu beklagen, der jüngere stierte aber fortwährend stumm und trübe in das Feuer. Weit über dem Bache drüben sah man einen andern Jungen seine Ziegenherde über ein Schneefeld treiben, wozu er ein Berglied sang, das fast schwermüthig herüberklang. — Im Rauch der Galthütte hing ein ausgebalgtes Murmelthier, das der eine vor etlichen Tagen erlegt; aus dem Pelz eines andern hatte er sich eine schmutze Mütze machen lassen. Zu essen fand ich nichts, die Milch war ausgegangen.

Nicht weit von der Galthütte, schon auf tirolischem Boden, öffnet sich zur rechten Hand in der Tiefe ein Thal, das im hintersten Winkel an Gletschern und Schneefeldern seinen Anfang nimmt, dann aber fächerartig zu geräumiger Weite sich ausdehnt. Die flache Sohle des Thales ist breiter Gries, daneben ein grüner Streifen Alpenweide. Im Gries rinnt die Trisanna heraus, die durch das Paznaun hinunterströmt und bei Landeck, vorher schon mit der Rosanna vereint, in den Inn fällt; ganz hinten aber in der Ecke der Eisberge finden sich eingestürzte Mauern und Gewölbe eines steinernen Wirthshauses, das einige der ältesten Männer der Gegend noch aufrecht stehend und ganz unversehrt gekannt haben wollen. Dieß Gebäude soll vor langen Zeiten von den Engadeinern erbaut und in seiner Umgebung, am vierzehnten September, ein großer Viehmarkt gehalten worden sein. Auch wollen etliche noch eine Jahrzahl auf der Mauer lesen, und so viel sei ganz gewiß, daß man vor etlichen Jahren dort Wagenschienen gefunden. Ehedem sei da überhaupt ein gangbarer und

vielbetretener Paß ins Engadein gewesen und die Ferner hätten sich erst später geschlossen.

Die Trisanna fließt nach Galtür, dem ersten Dorfe von Paznaun, hinaus durch ein ödes Thal, das ganz spitz zuläuft und in seiner Tiefe nur für den Bach und den schmalen Fußpfad Raum läßt. Zweimal jedoch dehnt sich der Bach in einen weiten Wasserspiegel und bildet so zwei seichte Seen. In einem derselben liegen mehrere Inseln; alle kahl, bis auf eine, die mit einem krausen Schopfe von Alpenrosen überwachsen ist. Schweigsame Landschaft — keine Menschen und keine Thiere, kein Laut, als das leise Fluthen des Sees.

Galtür liegt 5039 Wiener Fuß über dem Meere in einsamer Gegend, die noch kein Getreide, ja kaum einen Baum aufkommen läßt, aber schöne Wiesen darbietet. Die Häuser sind zum Theil von Stein, an der Wetterseite und auf dem Dache mit Brettern bekleidet. Die Berggestalten sind mild und freundlich, weil man nur den ersten Anlauf der Höhen gewahrt und nicht die gewaltigen Fernerjücher, die dahinter liegen, nicht den Lareiner, den Fetschiel, den Simba und den Jamthaler, über welche die bösen Wege nach Graubünden führen. So sieht die kleine Thalfläche mit den zerstreuten Häuschen recht idyllisch aus; wenn zwischen den Wiesen mehr Bäume stünden, könnte man glauben, man sei schon draußen in den Vorbergen, im Allgäu, in der Gegend von Tegernsee oder Miesbach. Gegenüber der Landkarte ist diese Einfachheit fast eine Enttäuschung. Schon um Innsbruck stehen ja die erhabensten Bergfirten, im Oberinntal bei Imst, bei Landed fließt der Strom immer in gigantischem Gebirge; gegen das Stanzertal hin steigern sich die Eindrücke, und doch ist's noch eine Tagreise bis in den innersten Winkel von Paznaun, um welchen die Mappierer einen blauen Reif-

von Eisbergen gemalt haben. Dahinten also müssen, wie man sich leichtlich einbildet, die rhätischen Chimborassos stehen, und Niagarafälle stürzen durch den Urwald und die Gletscher steigen unaufhaltsam hernieder und schauen bis in die Kellerlöcher der Alpenhäuser. Es hat aber hier und oft auch anderswo gerade das umgekehrte Aussehen. Wo das Letzte und Unübertrefflichste wilder Schönheit erwartet wird, da thut sich ein grüner Wiesenplan auf mit einem stillen Alpendörfchen in der mildesten Umgebung. Etwas anderes ist's freilich, wenn man in dieser abgelegenen Welt auf die Höhen klimmt. Dann kommt allerdings bald der Gletscherfranz zum Auftauchen, und wenn man unten in der geräumigen Wiese, das Dörfchen vor Augen, sich denkt: das ist die Gegend von Galtür und weiter gehört nichts dazu, so sieht man oben erst die breiten Berghänge, die weiten Almen, die langen Wälder, die schrecklichen Schrosen, die ungeheuern Schneefelder und die meilenlangen Ferner. Blickt man dann hinunter in die Au, auf die weißen Häuserpünktchen und den dünnen Wasserfaden, dann scheint das ganze Thälchen nicht viel mehr als ein bemooster Spalt im Gestein oder ein grünbewachsener Riß im Felsen.

Von Galtür bis Ischgl, dem Hauptorte des Thales, ist nicht viel zu sehen. Die Landschaft behält die gleiche Einfalt und Schmucklosigkeit, die sehr auffallend absticht von der bunten, wechselreichen Fülle des Montavons. Die Trisanna fließt fast schnurgerade dahin, und so sieht man weit entlang an den Bergen, wie an einer pfeilgeraden Pterallee. Die Halden fallen alle in gleicher rascher Senkung ins Thal herab und lassen wenig oder keine Fläche. Bis zur halben Höhe sind Wiesen, oben ist Wald. Hier und da reicht der Forst auch an den Steig herab. Etwas unterhalb Galtür beginnen wieder die Gerstenfelder. Der

Pfad klettert links vom Bache auf und nieder und führt durch einige arme schmutzige Dörfchen. Endlich steigt Ischgl, die Paznauner Capitale, über den Fichten auf, stolz an die Halde hingebaut, mit mächtigen steinernen Häusern und ansehnlichem Dachwerk, aus dem ein gothischer grüner Kirchturm spizig in die Luft schießt. Hier habe ich meine leibliche Tröstung beim „Wältschen“ gefunden.

In Ischgl erlebte ich auch wieder das Vergnügen eine Chronik aufzutreiben. Daß ich in Galtür eine überlaufen hatte, erhellte mir schon aus der ersten Seite des Ischglers Buches, wo es mit deutlichen Worten zu lesen, daß Thomas Braun, ehemals Richter zu Galtür, auch eine Chronik verfaßt, welche in selbigem Orte bei Joseph Feuerstein zu finden. Es gibt solcher Aufzeichnungen eine ziemliche Anzahl, nur sind sie nicht alle gleich zugänglich; manche bei abgelegenen Leuten verwahrt, manche selbst abgelegt und vergessen. Große Schätze für ältere Geschichte dürften nicht darin zu finden sein — für diese Epoche beziehen sich die Chronisten gewöhnlich auf gedruckte Bücher — aber aus dem Leben der letzten Jahrhunderte enthalten sie oft viele erquickende Einzelheiten, und was sie gar schätzbar macht, sie berücksichtigen auch die jetzt übel angesehenen Sagen und die alten Mähren, die Niemand mehr erzählen darf.

Das Ischglers Manuscript heißt: „Geschichtliche Sammlung“ und ist in den Jahren 1840 und 1841 von Johann Christian Zangerl, einem bejahrten Einwohner des Dorfes, der lange Zeit Gemeinderichter gewesen war, zusammengestellt worden. Am Eingänge gibt der jetzt dahingegangene Verfasser einen allgemeinen Ueberblick der Geschichte des Paznauner Thales mit Beziehungen auf Ischudi und andere ältere und neuere Historiker, dann folgen einzelne zerstreute Notizen unter verschiedenen Aufschriften, als:

Von Kirchen, Capellen, Bruderschaften und frommen Stiftungen; von starken; von alten Leuten, von solchen, welche die fünfzigjährige Hochzeit gehalten; von wohlfeilen und theuren Jahren, von Geistergeschichten, von Feuersbrünsten, Wasser- und Lawinenschäden u. s. w. Von diesen Nachrichten haben wir uns manche ausgezogen und lassen hier nun einige folgen. Da indessen die Chronik, seit wir sie in Händen gehabt, mit Zusätzen von Dr. Joseph Zangerl, k. k. Hofarzte in Wien, dem Sohne des Chronisten, gedruckt worden ist und zwar im zehnten Bändchen der neuen Zeitschrift des Ferdinandeums, so werden wir uns mitunter auch an den so vermehrten Text halten.

„Ischgl und Galtür und was dazwischen liegt und sonst dazu gehört, waren vor Jahrhunderten in Engadineische Pfarren eingethan.“ Das Gedächtniß dieser kirchlichen Verbindung ist noch unter den Leuten lebendig. In Galtür erzählte mir ein weißhaariger Greis, sein Dorf, dessen Kirche die älteste im Thale, sei ehemals nach Steinsberg „pfärrig“ gewesen, was die Romanschen Urdez heißen, und bei Ischgl sagte mir ein anderer Alter, die Ischgl'er hätten ehemals nach Eins gehört. Galtür wurde im vierzehnten, Ischgl erst im fünfzehnten Jahrhundert mit eigenem Seelsorger versehen, da der sonntägliche Kirchgang über die Gletschertwäldnisse, die das Thal umschließen, in das Gotteshaus der Pfarre, das eine Tagreise entfernt war, den Leuten zu beschwerlich wurde. Ehe da eigene Kirchhöfe geweiht worden, mußten sogar die Leichen über die Gletscher getragen werden, um in heiliger Erde zur Ruhe zu kommen. Im Winter ließ man sie lediglich gefrieren und harrete bis der Paß sich wieder geöffnet — ein Verfahren, das nicht allein im Paznaun, sondern ebenso Jahrhunderte hindurch in einer großen Anzahl von Gemeinden des Hochgebirgs üblich war. Das alte Band, das

die Innerpaznauner an die Engadeiner knüpfte, war übrigens trotz der Kirchenspaltung und des Sprachwechsels noch bis ins letzte Jahrhundert zu gewahren. Noch bis dahin ging, wie wir schon gehört, ein viel betretener Handelsweg aus dem ladinischen Lande nach dem Innthale durch Paznaun, und Ischgl war der Stapelplatz für die Waaren, die auf den Saumrossen über die Eisberge gekommen und deswegen ein Ort voll lauten Verkehrs. Der untere Theil des Thales war früher ein See und dort heißt noch jetzt ein Dorf „am See,“ obgleich seine letzten Fluthen längst abgelassen sind. Jene uralte Verbindung des innern Thales mit dem Engadein deutet übrigens für sich schon an, daß die ersten Einwohner über die Gletscherpässe herüberwanderten, um mit ihren Herden von der fetten Alpenlandschaft Besitz zu nehmen, ehe die Ansiedler, die im Hauptthale des Inns saßen, die stillen Weiden von Ischgl und Galtür entdeckten. Andererseits zeigt sich aber auch, daß der ehemalige Seeboden erst urbar gemacht wurde, als die Deutschen schon im Lande waren, denn die Höfe und Fluren in dieser untern Gegend führen deutsche Namen, während oberhalb deren Mehrzahl undeutsch ist. Auch in der Sprache der Innerpaznauner finden sich noch viele romanische Wörter erhalten. Uebrigens zerfällt nach der Bemerkung Dr. J. Zangerls die Sprache des Thales in drei verschiedene Dialekte, so daß die Galtürer die vorarlbergische, die Einwohner von Kappel und See die oberinntalische, die Ischglener und Matoner aber eine besondere Mundart führen, was in einem nur acht Stunden langen Thale allerdings bemerkenswerth ist.

Heutzutage gehört Paznaun, wenigstens der obere Theil desselben, nicht zu den wohlhabenden Thälern. Viele junge Männer, die in der Heimath keinen Verdienst finden, begeben sich in die Fremde als Maurer. Ehemals fanden

die Baznauner sogar ihren Weg bis nach Westphalen, wo sie als geschätzte Arbeiter galten, wenn es Teiche zu reinigen und zu graben gab. Andere gingen nach Savoyen und Frankreich um in den dortigen Bergwerken zu arbeiten, und wieder andere suchten im heiligen römischen Reich Verdienst als Holzarbeiter. Arme Eltern schickten noch jetzt ihre Knaben vielfach „ins sogenannte Schwabenland“ zum Viehhüten. Da gehen sie wohl, wie die Montaboner, auf die großen Knabenmärkte zu Ravensburg und Leutkirch. Von dem alten reichen Verkehr zu Ischl soll, nach der Behauptung des Chronisten, zum Andenken nichts übriggeblieben sein als schöne Häuser, Hofart und anderer Luxus, wogegen der Sohn die guten Folgen des früheren Wohlstandes gerne darin anerkennt, daß viele junge Leute zu den Studien gesandt wurden und mit verfeinerter Gesittung wieder zurückkehrten, daher auch in Ischl einnehmende Bildung verbreiteten, welche im Bunde mit der angeborenen Gutmüthigkeit die Einwohner noch immer merklich auszeichne.

Als ein alter, jetzt abgekommener Gebrauch wird das Blockziehen erwähnt. Ehedem war's nämlich Herkommen, daß die Burschen zu Ischl jedes Frühjahr einen großen Lärchenstamm fällten und mit Büschen und Kränzen festlich aufzierten. Dann ward der älteste Junggeselle in phantastischem Verpuß darauf gesetzt als ihr Abgott und mit Musik in das Dorf gezogen; Büchsen und Böller krachten feierlich darein. Nachdem der Festzug im Dorfe angekommen und sattfam bewundert war, wurde der Stamm verkauft und aus dem Erlöse ein Mahl gehalten. Dr. J. Zangerl bemerkt dazu, diese Festlichkeit sei im Jahre 1834 das leßtemal gefeiert worden und könne daher noch nicht als veraltet gelten, werde übrigens nur dann geübt, wenn während einer Fastnacht kein lediger Mann im Dorfe

heirathet. Ohne Zweifel ist sie aus einer alten heidnischen Frühlingsfeier hervorgegangen. Dr. Zangerl hat von solchen Sitten und Gebräuchen noch Mehreres gesammelt, worüber wir jedoch auf seinen Aufsatz verweisen. Deffentliche Belustigungen in Wirthshäusern, sagt er ebenda, mit Gesang, Musik und Tanz kommen nur zuweilen bei Hochzeiten vor und manchmal an Kirchweihen oder sonstigen außergewöhnlichen Festen. Der fromme Klerus, die Armut und Frugalität des Volkes ließen sie nie recht gedeihen; daher auch die Paznauner in jenen Künsten ihren übrigen Landsleuten weit nachstehen.

Geistergeschichten werden auch behandelt, aber mit wenig Ausführlichkeit. Ehemals soll bei der Parbatscher Capelle jede Nacht ein gesatteltes Pferd gestanden sein, auf welchem die Junggesellen durch Wind und Wetter zu ihren Liebhäberinnen, den Senninen auf den Almen reiten konnten. Ob der Gaul viel benützt worden, sagt die Chronik nicht. Bei dem Ritt ging wohl die Seele verloren, — doch schweigt die Sammlung auch hierüber.

Bei Galtür zieht sich das Zamerthal, bei Fochgl das Fimbathal rechter Hand weit hinein in die Berge, um oben an den Gletschern zu enden. Beide, zumal letzteres, sind mit üppigen Wiesen gesegnet, mit vielen Almhütten geschmückt. Dort in der abgeschlossenen weiten Alpenwelt muß wohl manche Sage leben, mancher Alpgeist spuken. Eine Geschichte wenigstens erzählt auch die Sammlung. In Fimba ließ sich einst bei der Hirtenhütte zu Nachts jemand mit lautem Anklopfen vernehmen, aber als man Herein gerufen, war niemand zu sehen. Da sagte der Großhirt zu seinem jüngern Gehülfen: der Alpbusz hat sich angemeldet und will jetzt sein Quartier beziehen. Frühmorgen fahren wir nach Hause, es kommt der Schnee. Am Morgen fuhren sie nach Hause, am Abend waren alle

Höhen beschneit. — Also auch hier derselbe pochende klopfende Hausgeist mit demselben Namen, unter dem er bis an die Eider hinab bekannt ist.

Hiermit sollen unsre Mittheilungen aus der Ischgl'er Handschrift geschlossen sein. Aus anderer Quelle schöpf ich eine Sage vom Benediger Männlein, welche überall in Tirol verbreitet ist und nach der Paznauner Fassung etwa also lautet: Ein unbekanntes Männlein zeigte einem Hirten ein Brunnlein und bedeutete ihn, er solle nächstes Jahr, wenn er auf die Alm fahre, den Sand im Brunnlein sammeln und diesen ihm nach Venedig bringen. Nächstes Frühjahr thut der Hirt, wie ihm aufgetragen, und wandert mit dem Sande nach Venedig. Er geht lange in der Stadt umher, bis er an ein prachtvolles Haus kommt und das Männlein aus einem Fenster heraus schauen sieht. Dieses ruft ihn sogleich hinauf, nimmt den Sand in Empfang, beschenkt den Ueberbringer reichlich mit Gold und läßt ihm auch Wein und die besten Speisen auftragen. Dann fragte es den Hirten, ob er wissen wolle, was sein Weib zu Hause jetzt thue. Als dieser bejahte, ließ ihn das Männlein in einen Spiegel schauen und da sah der Hirt sein Weib, wie es eben die Kinder putzte. Als der nächste Frühling kam, wollte der Hirt wieder eben so thun, wie vergangenes Jahr, allein es war weder Brunnlein noch Sand mehr aufzufinden.

Die jetzige Kirche von Ischgl ist mit Ausnahme des alten Thurmes in neuerm Style erbaut und davon nichts sonderliches zu erwähnen. Dagegen gibt das Beinhaus wenigstens Anlaß zu der Bemerkung, daß hier die Schädel der Hingegangenen einer besondern Pflege und Acht gewürdigt werden. Den meisten ist nämlich ein schwarzes Schildchen auf die Stirnplatte gemalt und darin steht mit goldnen Buchstaben der Name des ehemaligen Besitzers und das Jahr seines Auszugs.

Die Gegend von Ischl abwärts hat noch auf eine gute Strecke jene einfache Gestalt, die wir an dem obern Theil des Thales hervorgehoben. Mehr und mehr zeigen sich Hanffelder und Pflanzungen von Mohn, dessen Samenkörner zum Backwerk verwendet werden. Bei Kappel aber wird die Landschaft bunt, belebt und reich. Dörfer, Weiler, einzelne Höfe, Kirchen und Capellen stehen da zu Hauf. Kornfelder wogen weit und breit auf den Höhen, Kirschbäume biegen sich über die Häuser; selbst der Pfad geht jetzt zwischen Hecken, oft auch unter schattigen Lauben durch, ja das Wachsthum versucht sogar recht üppig zu werden. Alles deutet auf wärmere Lage und mildere Jahreszeiten.

Ob ich nach Kappel kam, traf es sich übrigens, daß ich einer schönen Heiligen einen Dienst erweisen sollte. Es stand da nämlich an grünem Abhange ein großes Kreuz, aber nicht von jenen, die ihre Arme frei in die Luft strecken, sondern eines von der andern Gattung, von den eingefasteten, wo ein offener Kasten das Bild des Heilands vor den Unbilden der Witterung schützt. Unten waren Kränze von Glockenblumen, Rosen und Bergißmeinnicht eingelegt, oben lief ein Brettchen quer über dem Haupte des Gekreuzigten hin. Auf dem Brettchen standen mehrere fromme Täfelchen, vor dem Feldkreuze aber stand eine fromme Bauersfrau und neben ihr zwei Jungen. Als ich herangekommen, deutete die Bäuerin wehmüthig hinauf zu jener Leiste und machte mich aufmerksam, daß eines von den Bildchen umgefallen sei und auf dem Gesichte liege; ich möchte doch um Gotteswillen das Gemälde wieder aufstellen; die Knaben hätten schon versucht, aber sie seien nicht groß genug und reichten nicht hinauf. Freundlich angesprochen von ihrem Zutrauen legt' ich Stock und Wanderbündel ab und stieg in das Gehäuse empor, streckte

meine Hand nach dem umgefallenen Bildniß aus und richtete es wieder geziemend auf. Und siehe da, als ich näher zusah, war es Filumena, die neue Heilige, deren Ruf vor nicht langen Jahren aufkam und die sich in so kurzer Zeit allgemein beliebt gemacht hat. Keine Capelle, kaum eine Stube, kaum ein Feldkreuz, die nicht mit Filumenens Bildniß geschmückt wären, ja selbst die Mädchen werden häufig schon nach ihr getauft. Ich habe nicht versäumt, mich zu gelegener Stunde genauer um diese Heilige zu erkundigen und man hat mir zur Aufklärung zwei Druckschriften mitgetheilt, von denen die eine, kleinere, Anton Passy, Priester der Versammlung des heiligsten Erlösers, 1834 zu Wien herausgegeben hat, wogegen die größere, aus dem Französischen übersezt, 1836 zu Innsbruck erschienen ist. Beide beruhen auf einem Werke, das einen Priester zu Mugnano im Königreich Neapel, Don Francesco de Lucia, zum Verfasser hat und bereits verschiedene Auflagen erlebte. Wir entnehmen diesen Quellen, daß Don Francesco im Jahre 1805 eine Reise nach Rom machte und dort in die Schatzkammer der heiligen Reliquien Eintritt erhielt, weil er den Wunsch ausgesprochen hatte, einen heiligen Leib zu erwerben. Er wählte sich die Gebeine einer Heiligen, die ein Jahr zuvor in den Katakomben ausgegraben worden. Man hatte dabei einen Leichenstein aus den Zeiten des Kaisers Diocletian gefunden mit den Worten: Lumena Pax Te Cum Fi, aus welchen der gelehrte Partenius entnahm, daß der Name der Seligen Filumena sein müsse, indem nämlich diese Inschrift nach der damals gebräuchlichen Art *ΒΟΥΣΤΡΟΦΗΔΟΥ* geschrieben sei. Ferner waren auf dem Steine ein Anker, mehrere Pfeile, eine Geißel und Lilien eingehauen. Don Francesco erhielt nach manchen Schwierigkeiten die sehnlichst gewünschten Gebeine und begab sich damit nach Neapel. Dort wurde das Gerippe

mit einer aus gepreßtem Papier gebildeten weiblichen Gestalt überkleidet, diese aber wieder in ein weißes jungfräuliches Gewand gelegt und ein purpurner Mantel unterbreitet. Dieser anmuthige Gebrauch Italiens, die modernsten Reste Dahingegangener in die blühende Form leiblicher Jugend zu hüllen, scheint uns der ernstesten deutschen Art, welche die nackten Knochen zur Verehrung ausstellt, bei weitem vorzuziehen und erhielt auch unverzüglich Filumenens volle Billigung. Sie bediente sich nämlich gleich von Anfang an des Lärwchens, das sie ihr zu Neapel umgelegt, als ihres eigenen Gesichts, indem sie mit lieblichem Fürwitz die Augen aufschlug, bald das eine, bald das andere, bald alle beide, bald erröthete, bald lächelte oder die Stirne in düstere Falten zog. Sofort wurde die Heilige mit großer Feierlichkeit nach Mugnano gebracht und am zehnten August 1805 daselbst unter Glas und Rahmen aufgestellt. Als bald ereigneten sich auch viele Wunder und der Ruhm der „neuen Heiligen“ — unter dieser Bezeichnung gilt sie auch jetzt noch — verbreitete sich über weite Nachbarschaft. Noch geraume Zeit wußte man indessen zu allgemeiner Bedauerniß nichts von ihr, als ihren durch den gelehrten Partenius festgestellten Namen, bis sie endlich selbst der frommen Wißbegierde entgegenkam. Sie eröffnete nämlich während des Jahres 1832 einer frommen Nonne zu Neapel das Wissenswürdigste aus ihrem irdischen Leben. Nach dieser Offenbarung ist ihr Name Filumina, was auf lateinisch Tochter des Lichts bedeute — weßwegen es ganz irrig wäre, mit griechischer Sinneilegung Philumena zu schreiben — und ihr Vater war ein König in Griechenland, der sich einst, weil ihn Kaiser Diocletian mit Krieg bedrohte, in ihrer Begleitung nach Rom begab, um den übermächtigen Gegner zu versöhnen. Diocletian versprach Frieden zu halten, wenn ihm der

König seine schöne Tochter zur Frau gäbe. Der Vater war nun über alle Maßen froh und freute sich der Ehre, die seinem Hause widerfahren sollte, allein Filumena erklärte, es thue ihr zwar leid, aber sie habe bereits im eilften Jahre ihres Lebens das Gelübde der Jungfrauschaft abgelegt und ihr Bräutigam sei Jesus Christus. Nunmehr wurde sie auf Diocletians Befehl und mit ihres Vaters Zustimmung gemartert, wobei der Anker, die Pfeile und die Geißel, wie sie auf dem Leichensteine abgebildet, zur Verwendung kamen, und zuletzt am zehnten August irgend eines Jahres, das sie nicht angab, enthauptet, gerade an dem Tage, wo man sie später nach Mugnano übertragen hat. — Der Wunder, die das Innsbrucker Buch erzählt, sind unzählige und manche von der wunderbarlichsten Art. Hin und wieder gewinnt es den Anschein, als wolle der Herausgeber dem hohlen Aufklärer unsrer Tage durch garstige Zweifel selbst eine Libation bringen, aber diese Einwürfe sind immer schnell widerlegt, zumal mit dem schlagenden Grunde, daß die Wunder Gott ja keine Anstrengung kosten. Eines nur unter hunderten wollen wir herausheben, weil es so gut hierher paßt, nämlich zu unsrer Begebenheit mit dem Feldkreuz. Ein Knabe, scheinbar zu Ancona, denn genau ist's nicht zu entnehmen, sollte ein Bild der Heiligen, das er eben gekauft, einem Ordensgeistlichen übergeben, ließ es aber in seiner Unachtsamkeit auf den Boden fallen. Der Mönch gab ihm einen Vertweis, der Knabe dagegen schaute nach dem Bild, das er fallen lassen, und rief: O Wunder! seht, wie die Heilige aufrecht steht! Und in der That — der Mönch sah das Bild im Gleichgewicht auf dem Boden stehen, und nachdem er es lange Zeit betrachtet, nahm er es in die Hand und ließ es, um sich besser von dem Mirakel zu überzeugen, vorsätzlich wieder mehrmal fallen, wobei sich denn zeigte, daß es nicht eine

Wirkung des Zufalls, sondern ein wunderbares Spiel der göttlichen Allmacht war. Dieses nun mit dem Phänomen im Feldkreuze zusammen gehalten ergibt die Moral, daß die heilige Hilumena, wenn sie zu Ancona auf den Boden fällt, von selbst aufsteht, bei Kappel im Paznaun aber gerne liegen bleibt, bis sie etwa ein vorüberschleudernder Pilger wieder aufrichtet. Wie dem auch sei, die Hülfe wurde ihr gern geleistet, und in Anbetracht der Freude meines Diensteifers wird mir's die Heilige auch nicht zu hoch aufnehmen, wenn ich in meinem Glauben, der talentvolle Don Francesco habe ihr mehr Gutes nachgesagt als ihr selbst lieb sei, etwa Unrecht hätte.

Nun sind wir bald am Anfang des Paznauns. Die bunten Falden von Kappel verlieren sich wieder, die Schönheit schrumpft mählich ein, die Schrofen zeigen sich fester, rücken immer näher heran und zuletzt, etwa eine halbe Stunde vor dem Schloß auf Wiesberg, geht das Thal in eine wilde Schlucht zusammen, wo tief unten die Trisanna braust. Das Sträßchen ist aus dem rothen Gestein geräumt, das darüber wie eine Wand in die Höhe läuft und oben sich drohend herauslehnt. Ersteres ist ziemlich verschrien und nach langen Regengüssen auch nicht ohne Gefahr zu begehen, indem sich zu solchen Zeiten bald hoch, bald nieder, Trümmer ablösen und den Steig unsicher machen. Die letzten Regentage waren auch hier nicht spurlos vorüber gegangen, denn an manchen Stellen lagen große und kleine Felsblöcke auf dem Weg, die erst ganz vor kurzem herabgefallen. Auch hatt' ich ein paar male selbst die Freude, solche Stückchen herunter kommen zu sehen, die sich neckisch über das Sträßchen trollten und mit tändelnder Leichtigkeit in den Schlund stürzten — ein niedlicher Anblick, so lange man nicht in den Wurf kommt. Im Winter ist's indessen noch ärger, denn da der Weg

an manchen Strecken nur auf Geschiebe ruht, so mag der Bach leicht die Unterlage wegfressen und dann kollert stellenweise der ganze Bau hinunter. So kann's kommen, daß die Verbindung mit dem Thale oft tage- und wochenlang abgeschnitten ist.

Endlich geht's hinab zum Wasser und über eine hölzerne Brücke. Die Schrofen weichen zurück, der Weg führt tröstlich in tiefem Thale an dem Schlosse Wiesberg vorbei, und endlich hinauf zur Heerstraße, die vom Arlberge herunter kömmt, aber hier noch thurmhoch an der Halde hinläuft und erst gegen Landeck hin sich zum Fluß herabläßt.

Das Schloß Wiesberg steht also da als Warte am Eingang von Paznaun, auf einer vorspringenden Felsenase; der Weg führt im Fichtental hinauf. Unten stürzen Trisanna und Rosanna zusammen, um mit einander als Sanna dem Inn zuzulaufen. Im grauen Schlosse oben sollen verschiedene ritterliche Alterthümer gezeigt werden; ein Bauer von Fließ aber, der mit mir ging, sagte, es sei jetzt alles verschleppt. Ich glaubt' es ihm um so lieber, als es Abend war und gerade noch so weit nach Landeck, um mit einfallender Nacht dort anzukommen.

Von nun an führt die prächtige Landstraße bequem hinab nach diesem Dorfe. Es ist immer noch das Stanzertal, das vom Arlberg herunterläuft, aber schon mit der herrlichen Aussicht ins Inntal. Da ist alles riesig und groß in der Höhe und dabei doch alles lachend und freundlich in der Niederung. Da ziehen oben die langen himmelhohen Wände hin und unten liegen schöne Dörfer in grünen Auen, in gelben Feldern, überall Häuser und Höfe. Gleich wenn man vom Paznauner Wege heraufsteigt, stellt sich hoch oben auf einem laubreichen Bergrücken der spitze Thurm von Tobadill dar, links über dem Wege liegt die große Kirche von Grins, einem alten Orte mit gothischen Bauern-

häusern; dann kömmt man ins malerische Dorf Pians, das mit zwei- und dreistöckigen schmalen Häusern, die alle an der Straße stehen, fast an Italien mahnt. Mitten durchgerissen ist eine Schlucht, aus der ein Wildbach herausstößt. Oberhalb des Dorfes steht das alterthümliche Kirchlein St. Margrethen und so erreicht man zwischen lauter Schönheiten hindurch das stattliche Dorf Landeck.
